

Aber ich konnte nichts tun. Wenn die Behörde, die für das Reservat zuständig war, die Tiere zurückhaben wollte, dann war es eben so. Unglücklicherweise bedeutete das aber, dass nur noch ein einziges Nashorn übrig bleiben würde. Ein Weibchen. Ein deutscher Tourist hatte sie Heidi genannt, und der Name war ihr geblieben. Ein Elefant hatte vor einigen Jahren ihre Mutter getötet. Ein tragisch ungleicher Kampf um das Wegerecht. Sie war durch einen einzigen wütenden Angriff umgekommen. Ich weiß noch, wie ich neben dem toten Körper stand und im Busch eine Bewegung wahrnahm. Es war Heidi. Kaum entwöhnt, hatte sie den Kampf ihrer Mutter bis zu deren Tod wohl beobachtet. Ich kam näher, um zu sehen, ob mit ihr alles in Ordnung war, aber sie lief vor mir in den Busch davon.

Dann ertrank unser anderes Nashorn in einer Sturmflut. Eine Tragödie, wir konnten nichts dagegen tun. Und dann war also nur noch Heidi übrig.

Seitdem war Heidi, die es genoss, mit einer Herde Gnus zu grasen, mit uns aufgewachsen. Sie war der Liebling aller Ranger und Spurenleser. Sie hatte sich zu einem wunderschönen Geschöpf entwickelt und liebte das Spiel mit den Autos, in denen wir die Besucher der Lodge herumfuhren, damit sie Afrikas Wildnis kennenlernten. Sie verzauberte alle mit ihren Possen, kam näher, zog sich zurück, und spähte uns dann kurzzeitig aus, nur um kurz darauf wieder auf ihre umwerfende, hüpfende Nashornart davonzurennen. Wir mussten jetzt tun, was wir konnten, um Heidi zu beschützen.

Trotzdem: Am Tod des von KZN Wildlife gespendeten Weibchens war etwas höchst eigenartig, aber ich kam nicht so recht dahinter. Daher ließ ich Simelane ins Büro rufen, den Wächter, der das tote Tier entdeckt hatte.

»Mhkulu«, sagte er, als er näherkam. Wir schüttelten uns die Hand. Mhkulu heißt so etwas wie »Großvater« oder »Onkel-

chen«. Es ist mein Zulu-Spitzname. In ländlichen Zulugemeinden gibt man nahezu allen Menschen Spitznamen, und einige nehmen auf recht bissige Weise Bezug auf unsere körperlichen oder sozialen Mängel. Ich hatte Glück gehabt. Zumindest war mein Spitzname nett. Ich habe einen Freund, der sich im Sitzen manchmal mit den Händen auf die Schenkel trommelt. Ihn nannte man Thathazele oder »der Nervöse«. Und der Name blieb ihm auch. Und doch gehört er zu den tapfersten Männern, die ich kenne.

»Guten Tag, Simelane. Gut gemacht, dass du das tote Rhino gefunden hast.«

»Yebo.« Das hieß »ja«.

»Wie hast du es denn gefunden?«

»Ich wusste einfach, dass es da ist.«

»Hast du den Schuss gehört?«

Er schüttelte den Kopf: »Aibo.« Nein.

»Hast du Hyänen gesehen oder vielleicht Geier?«

Wieder schüttelte er den Kopf.

»Aber das Tier lag doch ganz schön weit weg von deiner Route, über einen Kilometer. Warum warst du denn in dieser Gegend?«

»Ich wusste einfach, dass etwas nicht stimmte. Also bin ich hin, um nachzusehen.«

»Aber du hast quasi sofort den richtigen Ort gefunden. Wie hast du das angestellt?«

»Ich habe es gespürt. Irgendetwas stimmte nicht an diesem Morgen.«

»Okay. Danke«, sagte ich und beendete ganz bewusst das Gespräch.

Simelane ging. Und ich war extrem misstrauisch geworden. Natürlich konnte er auch einfach die Wahrheit gesagt haben. Zulu haben manchmal einen sechsten Sinn für den Busch. Vielleicht hatte er nur einfach gedacht, dass etwas nicht stimmte.

Aber irgendwie passte das alles nicht zusammen. Ich kannte meine Aufpasser recht gut. Sie wichen nur sehr selten von ihren geplanten Routen ab. Und wenn, dann nie allein.

Ich rief Bheki auf dem Handy an. »Bleib Simelane auf den Fersen«, sagte ich. »Versuch, sein Vertrauen zu gewinnen. Bis er dir etwas über sich und das Rhinoceros erzählt. Ich kann ihm nicht mehr vertrauen.«

Am nächsten Tag läutete das Telefon. Es war die Polizei.

»Ja, Lawrence, wir haben da vielleicht was«, sagte der Sergeant, mit dem wir schon früher zu tun gehabt hatten. »Es geht das Gerücht um, dass eine Bande – wir glauben aus Johannesburg – hierherkam und einen professionellen Schützen anheuerte. Sie gaben ihm eine Zeichnung von einem Nashornkopf, wo genau eingezeichnet war, wohin er schießen musste. Ein X markierte die Stelle. Es hieß, man habe ihm fünftausend Rand bezahlt [etwa siebenhundert US-Dollar]. Das Horn können Sie aber vergessen. Ein Schiff aus Taiwan, das die ganze letzte Woche in der Richards Bay vor Anker gelegen hat, ist gestern ausgelaufen. Passt doch perfekt, oder? Das ist mittlerweile sicher auf hoher See, und du kannst dein ganzes Reservat darauf verwetten, dass sie das Horn dabeihaben.«

Fünftausend Rand? Das Horn würde in Asien ein Vermögen bringen. Die Tatsache, dass die Bande aus Johannesburg kam, das ungefähr sechshundert Kilometer weit entfernt lag, sprach Bände. Das hieß, dass wir es mit Jungs zu tun hatten, die wirklich das große Rad drehten. Profis. Keine örtlichen Wilderer, die ohnehin meist nur für den eigenen Kochtopf jagten. Nein, das war entweder die Burenmafia – wie man die hauptsächlich Afrikaans sprechende Organisation nannte, die die chaotischen Zustände in Südafrika nach der Apartheid zu nutzen wusste, um mit Jagd und Wilderei das große Geld zu machen – oder ein Syndikat aus dem Fernen Osten, das Scharfschützen von außerhalb einflog, um sie die Drecksarbeit machen zu lassen.

»Wir haben das Tier seziert«, fuhr der Sergeant fort. »Sie haben ein R1 benutzt, ein ganz ähnliches Kaliber wie die AK. Eine Kugel aus nächster Nähe direkt ins Gehirn.«

Auch das war interessant. Das R1 war ein örtlich hergestelltes halbautomatisches Sturmgewehr. Die südafrikanische Armee benutzte es während der Grenzkonflikte, bevor die Apartheid abgeschafft wurde. Das konnte bedeuten, dass jemand mit guten Kontakten zur Armee dem Scharfschützen die Waffe geliefert hatte. Auch dies war ein Hinweis auf die Burenmafia, die buchstäblich mit allem handelte: vom Dosenlöwenschießen – dabei werden Käfigtiere von Fahrzeugen aus erschossen –, bis Elfenbein und Rhinozeroshorn.

Am nächsten Morgen rief ich Vusi Gumede, meinen Wildhüter, der für dieses Gebiet verantwortlich war, und bat ihn, Simelane in mein Büro zu schicken. Vusi kam zehn Minuten später zurück.

»Simelane ist heute nicht zur Arbeit erschienen.«

Bingo.

»Okay, nimm dir ein paar Wildhüter mit und geh zu ihm nach Hause. Schleif ihn mit Gewalt her, wenn es sein muss.«

Eine Stunde später kam Vusi zurück. Simelane hatte all seine Sachen gepackt und war abgehauen. Selbst seine Frau wusste nicht, wo er war.

Simelane, der das Reservat gut kannte, hatte die Killer vermutlich direkt zu dem Nashorn geführt. Vielleicht hatte er auch geschossen. Ich meldete es der Polizei.

Am Abend begaben wir uns auf Patrouille. Nur vier von uns: ich, Bheki und zwei mutige Wildhüter namens Thulani und Nkonka. Wir alle hofften auf ein Treffen. Wir wollten diese Wilderer unbedingt stellen.

Wir patrouillierten die ganze Nacht am Zaun entlang oder saßen stundenlang an den Aussichtspunkten. Still suchten wir das Reservat nach dem verräterischen Flackern einer Taschen-

lampe ab, gaben uns ständig gegenseitig Bescheid, indem wir in unsere Walkie-Talkies flüsterten. Aber wir fanden nichts. Als die Sonne aufging, fiel ich erschöpft in mein Bett. In der folgenden Nacht waren wir wieder unterwegs.

Und in der darauffolgenden ebenfalls.

Der zunehmende Dreiviertelmond schimmerte wie ein Leuchtturm – Wilderer arbeiten mit Vorliebe in hellen Nächten. Wir waren schon gut fünf Stunden Patrouille gegangen. Der Morgen würde nun bald heraufdämmern, jene Zeit der Nacht, in der die Lebensgeister am müdesten sind. Bheki und Thulani durchforsteten den Busch in ungefähr hundert Metern Entfernung. Plötzlich packte Nkonka mich am Arm und deutete mit dem Finger auf einen Punkt in der Landschaft. Ich ging sofort in die Knie. Er deutete noch einmal, und da sah ich es: ein winziges Aufblitzen von Licht unten am Hügel. Darauf hatten wir gewartet. Langsam entsicherte ich meine Schrotflinte, während wir den Hügel hinab auf es zuliefen.

Wir nahmen unsere Position ein und bezogen Deckung hinter zwei großen Elefantenbäumen an einem Wildbach. Dann warteten wir geduldig. Das Adrenalin schoss uns heiß durch die Adern, als sich in dreißig Metern Entfernung zwei Gestalten aus dem Dunkel schälten. Sie sahen uns und fingen an, zu laufen. Wild feuernd rannten sie direkt auf Nkonka zu. Dieser verließ seine Deckung, stand auf und schoss aus der Hüfte mit seinem Lee-Enfield-Repetiergewehr Kaliber .303. Die Hölle brach los, als die Nacht in lauten Schüssen und Schreien explodierte. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit, dauerte aber wohl höchstens zehn Sekunden. Ich schwang meine Schrotflinte hin und her, immer nach einem Ziel Ausschau haltend, aber von meinem Standpunkt aus waren nur Schatten zu sehen. Ich konnte nicht einfach losfeuern, sonst hätte ich vielleicht Nkonka verletzt.

Plötzlich Stille. Sie waren fort, in den Busch abgetaucht.

»Nkonka!«, flüsterte ich. »Alles okay mit dir?«